Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 15 (1935-1936)
Heft: 9

Artikel: Die Gefahr des Provinzialismus im schweizerischen Geistesleben
Autor: Meier, Konrad
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-158048

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mächte ungern erlauben. Aber wir werden den Kampf gemeinsam durchzuhalten wissen, weil wir alle uns bewußt sind, daß es dann um eine geschichtliche Etappe der schweizerischen Existenz geht. Im Kampf um die Wiedererringung der schweizerischen Freiheit und Unabhängigkeit aber wird uns kein Opfer zu groß sein.

Die Gefahr des Provinzialismus im schweizerischen Geistesleben.

Von **Konrad Meier.**

In Nr. 2042 der „Neuen Zürcher Zeitung" wird über einen Vortrag berichtet, den Dr. Zinsli aus Chur in der „Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur" in Zürich gehalten habe. Der Vortragende — wir folgen immer dem Zeitungsbericht und machen stillschweigend den Vorbehalt von dessen Treue — polemisierte darin gegen ein reichsdeutsches Buch, welches die alte These vom Nationalstaats-Ideal und von der restlosen Bestimmung der Geisteskultur durch die Sprachzugehörigkeit wieder einmal ausführt, durchbrochen von einigen Zugeständnissen an die modischen, mit diesen Grundsätzen aber nicht ganz in Einklang stehenden Prinzipien von Blut und Rasse. Der Vortragende lehnte die Anwendung dieser Theorie auf das Verhältnis Deutschland-Schweiz ab, und zwar mit folgenden Beweisgründen: „Muttersprache ist nicht Schriftsprache, sondern Mundart, Umgangssprache... Und welcher Deutschschweizer würde nicht in der politischen Nordgrenze unseres Landes auch die ungefähre Sprachgrenze sehen, wenn von Muttersprache die Rede ist? Der Gedanke der Sprache als bildender Kraft ist nicht neu. Schon Herder hat sich damit beschäftigt. Aus der Erkenntnis des Zusammenhangs von Sprache und Volkstum heraus ist 1862 der Grundstein zum Schweizerischen Idiotikon, unserem Dialektwörterbuch, gelegt worden. Es handelt sich hier um lebendige Sprache, sogar um Sprache als aktive Kraft."

Eine von den Zeitumständen nahegelegte Begriffsproblematik scheint hier charakteristischen Ausdruck zu finden, die wegen ihrer Folgenschwere wohl verdient, einmal näher beleuchtet zu werden. Es entspricht zweifellos dem augenblicklichen, stark politisch bestimmten Sprachempfinden in der deutschen Schweiz, eine Volkstumsgrenze am Rhein zu sehen (jedoch nicht an der Saane). Auf dieser Grundlage schweizerdeutscher Selbständigkeit scheint der Vortragende die Grundidee jenes reichsdeutschen Buches, daß Sprache Volkstum, und Volkstum Staat bestimmt, sich zu eigen zu machen. Zu Ende gedacht, können solche tagesbedingte Empfindungen unerwartete Ergebnisse nach sich ziehen.

An sich betrachtet, ist die politische Grenze der Schweiz wirkliche Sprachgrenze nur streckenweise im Süden, hier allerdings in der mannigfachsten Weise, nämlich als Sprachgrenze zwischen Deutsch und Französisch (Frankoprovençalisch), Deutsch und Italienisch, Romanisch und Italienisch, Romanisch und Deutsch. Nur auf eine ganz kleine Strecke im Pruntruter Zipfel ist die Nordgrenze der Schweiz auch einmal Sprachgrenze, nämlich zwischen Französisch und Deutsch. Ganz besonders ist von da nach Osten, zwischen der elsässischen Ill und der vorarlbergischen Ill, die Landesgrenze nirgends auch nur Mundartgrenze. Nur allerdings wird die Landesgrenze sprachlich hier dadurch bedeutsam, daß die verschiedene Rolle der Mundart und der Schriftsprache zwischen Elsaß, Oberbaden, Bodensee-Nordufer, Vorarlberg und deutscher Schweiz eine gewisse Grenze der Sprachgewohnheiten mit sich bringt. In der deutschen Schweiz ist ein gewisser Ausgleich der Mundarten auf ein Gemeinschweizerdeutsch hin im Gange, in Vorarlberg und in der bayrischen Bodenseegegend zieht die staatliche Zugehörigkeit einen leichten bajuwarischen Firnis über die bodenständige Mundart, wenigstens in den Städten, und im Elsaß färbt wiederum die Verbreitung des Französischen die deutsche Mundart in besonderer Weise. Derart kann man mit einiger Mühe die nördliche Landesgrenze als eine Art Sprachgrenze bezeichnen.

Aber wenn das schon gegenüber der Mundart problematisch ist, so kann es überhaupt nur aufrecht erhalten werden, wenn das Schriftdeutsche von vorneherein aus dem Betracht ausscheidet. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß auch diese Ausscheidungsidee heute in weiten deutschschweizerischen Kreisen wenigstens gefühlsmäßig volles Verständnis findet. Schon der Versuch jenes Vortrages, von dem wir ausgingen, dem Hochdeutschen den Ehrentitel „Muttersprache" zu entziehen (weil die ersten Laute, die das Kind lernt, zweifellos nicht der Hochsprache angehören), weist dahin. Noch weiter ging neulich ein Beiträger in einer andern Zürcher Zeitung, der dazu noch eine Verteidigung des Hochdeutschen gegen den Führer jener Sekte unternahm, deren Glaubensbekenntnis und Lebensinhalt durch die Wörter Perron, Chargé und Telephonabonnent umrissen ist. Er bezeichnete das Hochdeutsche u. a. ohne weiteres als Fremdsprache, als eine Art notwendiges Übel. Falls man versucht, solche Einstellungen vernünftig zu systematisieren, so kommt man auf einen Standpunkt, der einerseits ganz in der Boden- und Blutgebundenheit verharrt, deren Zwangsläufigkeit die Mundart bestimmt. Andererseits strebt man von da aus für die unentbehrlichen Bezirke freierer Geistigkeit eine rein rationale und aus rein praktischen Gründen erfolgende Wahl des Sprachmediums an. Geschichtliche Gründe werden hier das rein Esperantohafte dieser Wahl zu Gunsten des Hochdeutschen brechen; aber jedenfalls ergibt sich so ein völlig gemütloses Verhältnis zum Schriftdeutschen, das nach Laune korrumpiert oder durch andere Sprachen ersetzt werden kann. Es ist dann nur noch ein Schritt bis zum französischen Standpunkt den Min-

derheiten und den eigenen Mundarten gegenüber, der es selbstverständlich findet, daß das gemeine „Patois" oder „Parler" des Alltags, welcher Herkunft auch immer, für bildungsmäßige oder geschliffenere Gegenstände durch das Französische, die Sprache der Vernunft und Freiheit überlagert wird, welcher die freischwebende Rationalität Wesens- und Bildungsgesetz ist. Doch wird heute ohne politischen Druck niemand so leicht bis zu einem solchen Extrem gehen, umsomehr, als es in der deutschen Schweiz praktisch zu absurden Folgerungen führen würde. Aber das Wesentliche ist, daß alle diejenigen Geister, die sich in den dumpfen Bezirken von Blut und Boden wohl fühlen, eben nicht zur grundsätzlichen Klarheit sich hergeben wollen. Infolgedessen bleibt es meist dabei, daß man das Gebiet der Mundart möglichst auszudehnen trachtet, im übrigen aber, da man das Schriftdeutsche nicht ganz ausschalten kann, wenigstens darauf sieht, es möglichst schlecht zu reden und zu schreiben. —

Es ist beinahe erschütternd, solchen Dingen einmal einen Namen wie Gottfried Keller entgegen zu halten. Es ist dies zweifellos ein Zeichen für eine bedenkliche Entwicklung, die näher untersucht werden müßte: Ein Volk hat einen Geist von dieser Würde hervorgebracht, in dem es sich nach seinem innersten Wesen erkennen kann, allerdings nicht roh photographiert, sondern ohne Wesensverlust zu einer Welthaftigkeit im besten und bewahrheitendsten Sinne emporgehoben, und empfindet nun dessen Sprache, das unverwechselbare Kleid dieser Deutung der deutschschweizerischen Volksart weithin als Fremdsprache. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Gottfried Keller nicht aus praktischen oder rein tatsächlichen oder historischen Gründen sich dieser Sprache bediente, sondern er wohnte in ihrem innersten Wurzelpunkte und ging auf allen ihren Wegen bis in die feinsten Verzweigungen ihres saftvollen und in die Lüfte schwingenden Stammes ohne Vermittler, ohne Ressentiment mit ihr um. Es ist nicht zuviel gesagt, daß Keller nächst Luther und Goethe der größte Meister deutscher Prosa ist, und eben nicht aus einem abstrakten Kunst- und Formbegriff, sondern aus dem mittelsten Leben dieser Sprache überhaupt. Seine Sprache nährt sich wohl in jedem Atemzug und jedem Schritt aus der Mundart, aber sie ist nicht Mundart und will es auch nicht sein. Keller geht soweit, in einer Novelle, die vielleicht die schönste deutscher Sprache überhaupt ist, seine Heldin „Vrenchen" statt „Vreneli" zu taufen. Es sieht beinahe so aus, als habe er diesen krassen Verstoß gegen die Wirklichkeitstreue heimatlicher Biologie — der keineswegs allein steht — fast mit Fleiß vorgenommen, um zu zeigen, wie sehr einer fast preziösen Abstand zu solchen hunderprozentig echten Kleinigkeiten halten kann, wenn ihm das Heimatliche in seinem Aufwachsen zum Weltmäßigen so durch alle Adern rinnt. Hat einer diese geistig-sinnliche Einheit von Innesein und Abstand nicht, so kann das Kuhwarme des Lokalcharakters sie nicht ersetzen. Und auch die Mundart, die jede entferntere Prägung äußerlich fernhält, wird dann nicht die Echtheit und Kraft des Bodens in das Gemächte hineinziehen

können. Es wird trotzdem alles nur Papier bleiben, blasses Allerweltswesen, Zeitungssprache, die ebenso gut mit geringem Kulissenwechsel an einem andern Punkte des Erdballs geschrieben sein könnte. Es ist die Frage, ob heute überhaupt noch jemand die Macht hätte, Stoffe von umfassend menschlicher Bedeutsamkeit, geschichtliche und in weiten geistigen Zusammenhänge lebende Gegenstände in der Mundart zu behandeln — so nämlich, daß es sich nicht nur wie Übersetzung aus der Schriftsprache liest. Geht man über den Bezirk hinaus, in welchem die Mundart heute noch schöpferisch und unersetzlich ist, so wird sich einfach ein blutloser Lokaljargon ergeben, der von der Schriftsprache das Blasse und von der Mundart das Dumpfe hat, das Starke beider aber nicht. Man sucht das Einfache und findet nur das Banale. Es ist wohl kein Zufall, keine bloß äußere Anpassung, daß selbst Gotthelf nicht in reiner Mundart schrieb. Die Zwischensprache, die er sich schuf, ist eine einmalige Sache, welche seinen Stoffen irgendwie angegossen ist, aber nicht nachgeahmt und nicht künstlich hervorgebracht werden kann.

Es erfüllt sich also hier das Schicksal, welches allem bewußten Sichbinden an Umstände beschieden ist, die nur im Instinktiven ihre Wahrheit haben. Will man eine bestimmte Abgrenzung (welche im vorliegenden Falle gerade dazu dienen soll, sich gegen einen falsch naturhaften Standpunkt zu sichern) allein dadurch erreichen, daß man Natur gegen Natur setzt, so ist im letzten Grunde wenig gewonnen, und es bleibt immer diese Gefahr, daß schließlich das Volk der engbrüstigen Räume müde wird und sich doch schließlich derjenigen Natureinheit zuwendet, die wenigstens eine gewisse Weite und Möglichkeit fernerer Ausweitung hat. Im neuen Jahrbuch der „Neuhelvetischen Gesellschaft" findet sich der (fast restlos spaßhafte) Beitrag eines seit vielen Jahren erprobten Deutschenfeindes, der hier unternimmt, die heutigen Probleme schweizerischer Geisteskultur dadurch zu lösen, daß er die kulturelle Verbindung mit Deutschland von je her als eine Lappalie hinstellt. Wie sehr sein Unterfangen weniger von Sorge um die Demokratie als von rein gefühlsmäßigen Parteinahmen abhängt, zeigt sich schon darin, daß er den heutigen Italienern „demokratischen Geist" bezeugt und auf Grund desselben die Verbindung der Schweiz mit ihnen bejaht. Er sagt: „Der Kulturbestandteil der Sprache wird noch dadurch eingeschränkt, daß das Hochdeutsche uns, deren Muttersprache die allemannische Mundart ist, nur als Schriftsprache dient, und daher, als hauptsächlich eine Bildungsangelegenheit, unsere Gesamtkultur ebenso wenig entscheidend bestimmt, als etwa die zeitweilige Verwendung des Lateinischen oder Französischen als Schriftsprache die Deutschen latinisiert hat." Also Bildungsangelegenheiten bestimmen die schweizerische Gesamtkultur nicht entscheidend. Das ist der Blut- und Boden-Standpunkt in Reinkultur, die Unbeträchtlichkeitserklärung gegen die Intelligenzbestie.

Noch nirgends ist aus einer sentimentalen und vorbehaltlosen Verherrlichung des sprachlichen und sonstigen Instinktbereiches, des Einfachen und

Natürlichen dieses wirklich hervorgegangen. Was sich daraus zu ergeben pflegt, ist nur der Sonntag-Nachmittags-Kitsch des Kleinbürgers, derjenigen Schicht, welche die allergeringste Verbundenheit organischer Natur mit dem Boden hat. Diese Kreise wünschen wohl zu Zeiten und immer wieder sich in diesen gefühlvollen Bezirken zu bewegen: sie haben Stunden, wo ihnen die Ausschließlichkeit von Fahnenschwingen und Handorgelmusik, Jodeln und Alphornblasen in möglichst variétémäßiger Aufmachung als etwas ungemein Erhebendes und patriotisch Befriedigendes erscheint. Aber einsperren lassen sie sich da auch nicht. Eine Stunde später wollen sie das absolut Weltumspannende verwaschenen Großstadtwesens: schlechten Kino, erotische Magazine und Kurzgeschichten mit Grafen und Baronen. Beides sind Fehlleitungen, die sich gegenseitig bedingen und ergänzen. Mit echter Volkstumspflege, die nicht aus Ressentiment heraus geschieht, und nicht beansprucht, den ganzen Geist in sich einzufangen, hat jenes so wenig zu tun, wie dieses mit echter Weltläufigkeit, die sich in jedem Augenblicke vom Volkstumhaften ruhig tragen läßt und mit dessen über-sich-hinausführen zum Menschlichen seine eigentliche Meinung erfüllt. Selbstverständlich ist die echte Verbindung der beiden Seiten für ein kleines Volk schwieriger zu finden. Die kleineren slawischen Kulturen z. B., welche in besonderem Maße am Widerspruch zu sich selbst kamen, haben immer noch jene überstarke Herausstellung des rein Volkstumsmäßigen, das einen Augenblick wohl hinreißen kann mit seinem stark gemeinschaftsbildenden und haltenden Element, aber auf die Dauer allein doch nicht ausfüllt. Nur die großen Kulturen können in Ruhe darauf verzichten, sich in jedem Augenblick abzugrenzen, mit Gewalt anders zu sein, können einfach menschlich sein und doch in der Tiefe des Menschlichen ihre Eigenart rein, bedeutend und geistig ausprägen. Ein Beispiel für eine Entartung jener Art ist auch weithin die kulturelle, aus der Lage heraus stark politisch bestimmte Pflege des Grenz- und Auslandsdeutschtums nach dem Kriege. Immer wieder ließ sich hier beobachten, wie sehr in solchen Fällen die Gefahr droht, die Autonomie des Geistigen, welche allein Kultur ergibt, durch das dauernde Hinschielen auf die Gewinnung klarer kultureller Abgrenzungen und Parolen zu schädigen. Solches Hinschielen auf Abgrenzung wird auf die Dauer unbedingt eine Schädigung und Verengerung des Geistig-Schöpferischen hervorrufen. Als Beleg eines hier möglichen Gegensatzes wollen wir nur einen Satz anführen, den wir neulich in einer Kritik der in Zürich aufgeführten Operette „Hopsa", welche von einem schweizerischen Komponisten und Librettisten stammt, in den „Basler Nachrichten" fanden: „Die Frage nach der nationalen Authentizität wird übrigens hinfällig in Anbetracht der musikalischen Qualität des Werkes."

Soweit sich hier also nicht weiterkommen läßt (vielleicht denkt auch gelegentlich einmal jemand an die — beklagenswerte — Ausrottung der Mundart in den protestantischen Kantonen der Westschweiz), sucht man nun in wenig klarer Weise einen Ausweg, indem man heute die Schaffung

einer schweizerischen Einheitskultur verlangt oder anderwärts sogar schon ihr Bestehen feststellt. Selbstverständlich ist auch darin besonders angesichts der heutigen Lage ein berechtigter Kern. Wenn auch die Schweiz wesentlich und zuletzt auf dem übereinstimmenden politischen Willen ihrer Stämme und Nationalitäten ruht, so ist doch die Notwendigkeit vorhanden, daß dieser Wille auch kulturell wirksam und ausgewertet werde. Zweifellos ist die Grundlage dafür besonders in zwei Hinsichten in gewissem Grade vorhanden und könnte noch verstärkt werden: 1. darin, daß fast durchgängig eine Schätzung der Demokratie, und 2. darin, daß ein Interesse für das kulturelle Leben der andern Nationalitäten festzustellen ist. Aber auch hier sind die Grenzen von der Sache selbst vorbestimmt. Nicht nur hat es keinen Wert, die Augen darüber zu schließen, daß mindestens der zweite dieser Punkte nur sehr unvollkommen erfüllt ist. Damit das Ideal der kulturellen Wechselbeziehung in dem Maße kulturell fruchtbar und ein Anlaß zu Selbstbefriedigung werden könnte, wie er vielfach angenommen wird, müßte wohl auch in der französischen Schweiz ein Interesse und eine Achtung für das deutsche Sprach- und Kulturleben vorhanden sein, das sich demjenigen, welches in der deutschen Schweiz für die französische Sprache und Kultur lebt, auch nur von weitem annäherte. Der Leser möge selbst beantworten, ob sich das bejahen läßt. Und die zweite Grenze ist die, daß auf diesem Wege gleichfalls eine Herabsetzung aller Maßstäbe droht. Erstens ist Gefahr, daß durch die Ignorierung der dreifach verschiedenen Sprachbezogenheit ein ganz tiefer kulturbildender Faktor unterschätzt werde und sich die schweizerische Einheitskultur auf dem geringsten gemeinsamen Nenner der drei großen Sprachkulturen bilde. Und damit ist zweitens auch hier schon die Befürchtung gegeben, daß die letzten Größenordnungen beiseite geschoben und dafür dasjenige angenommen und proklamiert wird, was nun eben in den teilweise doch recht kleinen Kulturgebieten der Schweiz gerade vorhanden ist. Wenn z. B. einem Deutschschweizer zugemutet wird, wie das wirklich geschieht, den — gewiß sehr fähigen — Dichter Chiesa als sein Innerstes zu erkennen, dafür ihm aber die großen deutschen Dichter in den großen Topf der „Ausländer" verwiesen werden, der sich von Indien bis Amerika rundet — so wird das dem schweizerischen Kulturleben kaum zur Vertiefung dienen. Es hat geringen Zweck, über diese Dinge zu diskutieren; man müßte sie einfach sich auswirken lassen; der Erfolg würde beklagenswert sein.

Es ist eben doch so, daß die kulturelle und geistige Lage der Schweiz in keiner Weise einfach ist. Wer sie einfach sehen will, wird zu Scheinlösungen gelangen, welche auf die Dauer zusammenbrechen und viel Unentbehrliches unter sich begraben werden.

Daß eine gewisse Abgrenzung gegen das Ausland heute unentbehrlich ist, darüber dürfte keine Erörterung möglich sein. Aber sie hebt die Doppelgesichtigkeit des Problems nicht auf. Wir möchten in diesem Sinne etwa auf das Vorwort zu dem erwähnten Jahrbuch der „Neuhelvetischen Gesell-

schaft" hinweisen, in welchem Hans Nabholz in billigenswerter, ja trefflicher Weise ein Programm für solche Zweiseitigkeit zeichnet. Leider wird dieses Programm in dem Bande selbst nicht durchwegs innegehalten, sondern es lebt sich da mancher leichtherzige Drang aus, die Dinge übers Knie zu brechen, wo sie vielfältig verschränkt sind. Gerade die eigenartige Gebrochenheit des Schweizers, die Tatsache, daß Staatlichkeit und Kultureinheit sich teilweise durchschneiden, könnte, zu Ende gedacht und gelebt, zu jener wirklich europäischen Gesinnung führen, die die eindeutige Beziehung auf alle anspruchsberechtigten Zugehörigkeiten nicht aus-, sondern einschlösse. Das Schlimme ist, daß diese Gesinnung weithin heute als in einer naturhaften Weise vorhanden angesehen wird und sich dann höchst naiv mit einem Nationalismus vereinerleit, der schon bald an Chauvinismus grenzt. Und es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß dieser Nationalismus wegen einiger pseudoeuropäischer Redensarten irgendwie weniger häßlich ist, als er sonst in Europa ist. Selbstbeweihräucherung und Konstituierung des Adjektives, das vom Landesnamen abgeleitet ist, als eines Absolutums an Wert und Qualität bis ins Handelsleben hinein führt nirgends zu etwas anderem als zur Senkung der Qualität und zum Hereindrängen von Minderwertigen, die aus ihren richtigen Großmüttern die Erlaubnis herleiten, sich jede eigene Bemühung zu ersparen.

Ein echtes Nationalgefühl dagegen wird immer auch am Abstand, auch an der Kritik sich selbst gegenüber zum frohen Bewußtsein der eigenen Art und des eigenen Wertes gelangen. So müssen wir sagen, daß bestimmte Entwicklungen des schweizerischen Humors, der Satire auch politischer Art, wie sie gerade in letzter Zeit hie und da auftreten, uns weit mehr von Tatsache und Wert dieser Eigenart überzeugt haben als ein ungesalzener Nationalismus, der vor mehr oder minder primitiven Manifestationen seiner Naturtiefe humorlos und feierlich auf den Knien und auf der Lauer liegt. Da kommen dann auch Schwächen und Fehler reichlich zu Worte, aber das Gesamtbild ist dann doch ein substantielleres, als wenn man sich selber so tragisch nimmt, daß man die eigene Art so aufzublähen trachtet, bis sie alles Absolute und Höchstwertige umfaßt. Geistige Autarkie ist genau so absurd und zerstörerisch wie die heute teils zwangsläufig, teils aus Profitlichkeit sich ausbreitende Wirtschafts-Autarkie. Auch die großen Bewußtwerdungen der Volksarten in der Weltgeschichte waren immer gemischt aus Selbstbejahung und Selbstverneinung. Natürlich wog die Bejahung vor, aber sie erhielt erst ihr Profil durch die Verneinung, und immer war es so, daß dabei das Eigene nicht als eine naturwissenschaftliche Tatsache oder zu politischen Zwecken entdeckt wurde, sondern als eine und anläßlich einer neuen Dimension des Menschentums. Und das große und ernstlich aus den menschlichen Problemen herausgerungene Zusichselbstkommen der europäischen Hauptkulturen beschenkte auch objektiv die Menschheit jedesmal mit einer neuen Ebene.